

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

11.3.1923 (No. 10)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 10



11. März 1923

Karl Preisendanz / Neue Scheffelbriefe zum Waltharilied.

In winterlicher Bergwildnis läßt Scheffel seinen Einsiedel Ekkehard das Waltharilied dichten; bei Rühreigen und Alpen-
glühen, unter sehndem Erinnern „taucht aus dem Schutt
vergangener Zeit“ im St. Gallener Mönch auf, „was der sin-
nige Konrad von Alzen ihm dereinst von Walthari und Hilt-
gunde erzählt; mit Sang und Klang zog der Geist der Dich-
tung bei ihm ein . . . Ich will das Lied vom Walthari von
Aquitaniern singen! rief er der scheidenden Sonne zu. Scheffel
wußte genau: das Helkenlied war anders entstanden, unter
weit weniger romantischen Umständen im St. Gallen des 10.
Jahrhunderts, die frische, lateinisch geschriebene, aber ganz
deutsch durchföhlte Jugendarbeit des Klosterschülers Ekkehard
des Ersten. Aber der Dichter des Ekkehardromans hielt sich
die Freiheit zugut, poetischem Verklären zulieb den nüchternen
Tatsachenweg der Literaturgeschichte zu verlassen. Scheffel hat
das Waltharilied, dieses „ehrwürdige Denkmal deutschen Gei-
stes“, innigst geliebt und mochte es dem Leser seines Ekkehard
nicht mißgönnen, nachdem er's „zur Kurzweil an langen Win-
ter in deutschen Reim gebracht“. So bildet es eine handlung-
hemmende Einlage der letzten Kapitel des Romans. Aber der
Uebersetzer hat nicht lediglich kurzweilige Tändelei in seiner
Nachdichtung gesehen. Es war ihm sehr ernst mit ihr. Als
Scheffel in der Schweiz Fuß fassen wollte, beeilte er sich, seine
Uebersetzung des Walthariliedes dem Präsidenten des Schu-
rates Dr. Kern in Zürich als Empfehlung „seines Urteils in
Dingen der älteren deutschen Literatur“ zu übersenden: Ich
darf getrost dem Urteil von Fachmännern entgegensehen, ob
meine Auffassung und Verdeutschung von der Einsicht ins
Wesen altdeutscher Poesie durchweht ist oder nicht.“ (Brief
vom 3. Dezember 1854.) Aber die Aussichten auf Untertommen
in der Schweiz zerfloßen. Nicht so das Vertrauen Scheffels
zum Werte seiner Nachdichtung. Denn zwei Jahrzehnte später
plante er mit dem Karlsruher Hofbibliothekar Holder eine
Sonderausgabe des Liedes. So, daß der philologische Freund
neben seine Uebersetzung den Urtext stellen sollte; in die Arbeit
eines längeren Vor- und Nachworts wollten sie sich nach Nei-
gung teilen. Ein paar unbekannte Briefe Scheffels haben sich
erhalten, die das gemeinsame Arbeiten des Dichters und Ge-
lehrten von Anfang bis Ende begleiten. Keine erheblichen
Dokumente, doch immerhin Bausteine zur Scheffelbiographie.
Schon vom 1. November 1872 gibt es eine Besuchkarte mit
Scheffels „freundlicher Einladung Sonntag 3. Nov. Mittag
1 Uhr zu einfachem Mittagmahl“. Dabei wurden zweifellos
die Vorarbeiten besprochen; denn schon am 19. Februar konnte
Scheffel mit dem Vertreter des Mehlerschen Verlags, Bönz in
Stuttgart abschließen: „Er hat kein stattliches, aber immerhin
ordentliches Honorar in Aussicht gestellt, nämlich als Maxi-
mum der Druckbogenzahl 8 Bogen und per Bogen 50 Gulden.
Format des Grimmschen Waltharius. Er will Satzproben an-
fertigen lassen. Da ich noch immer nicht auszugehen darf, bitte
ich, daß Sie mich in einer freien Abendstunde besuchen.“ Nur
eine kurze Notiz liegt dem „Verlagsvertrag im Entwurf“ bei,

der Holder am 18. März 1873 zunging: Scheffel vertrat hier
durchweg den geschäftsführenden Teil, obgleich auch Holder mit
Verlagen zu verkehren gewohnt war. Damit setzte sich wohl
jeder an seine Arbeit; denn am 5. Mai läßt sich Scheffel einige
Walthariliteratur nach Maulbronn, Gasthaus zur Post, sen-
den und rubriziert endgültig die Einteilung der sechs Buch-
kapitel, von denen Holder nur eines übernahm, die Ueber-
lieferung des Textes. „Ich freue mich auf diese Arbeit.“ Und
bereits am 12. Mai meldet ein Scheffelbrief aus Maulbronn:
„Verehrter Freund, das erste Kapitel habe ich vollendet und
werde es am 18. oder 19. Mai nach Karlsruhe mitbringen. Ich
wünsche aber es umzuarbeiten und Einiges Einschlagende über
die Wallische Klosterschule zu verweben.“ Sonntag, den 18. Mai
war Holder nach Stefanienstraße 18 geladen, „das Mittags-
mahl anzunehmen“ und „bei einem Glas Matwein weiteres
über den Waltharius zu besprechen.“ Aber sehr lang hält es
Scheffel im schwülen Karlsruhe nicht aus; am 12. Juli schreibt
er seinem „lieben Dr. Holder“: „Die Julihitze hat mich vom
Studierisch weggetrieben. Ich will nächste Woche an den
Bodensee. Den Waltharius im October hier — in Karls-
ruhe — druckfertig einleiten. Auf Leben und Sterben mein
Haus bestellend, teile ich Ihnen mit 1) daß sämtliche Bücher
der Hofbibliothek, die ich im October noch weiter benutzen
möchte, auf dem Mittelisch liegen, 2) ebendort in einer Mappe
das Manuscript der 3 Kapitel: Einleitung, Verfasser, Wasgen-
stein. Mit wenig Textänderungen und Literaturnachträgen ist
Alles druckfertig. Als Cap. 5 kommt noch das angelsächsische
Fragment, als Cap. 6 die Literatur. Auf Wiedersehen im
Herbst!“ Die Arbeit zog sich freilich noch ins neue Jahr hin-
über. Am 30. Januar 1874 „ist nun ein Vorwort auch im Ent-
wurf redigiert, und somit liegt der Waltharius druckfertig.“
Ich schreibe eben an Bönz und lade ihn auf Sonntag, 1. Fe-
bruar zum Mittagessen zu mir herüber, damit wir dann eine
Konferenz über alles halten können. Gleiche Einladung er-
geht hiermit an Sie, Mittag 1 Uhr. Auch wenn er nicht kom-
men kann, ist es gut, wenn wir noch manches besprechen.“
Damit sah das Buch seinem Abschluß entgegen. Am 4. April
ist „Waltharius im Druck. Habe heute die Verlagsbuchhand-
lung an Einsendung der Correcturbogen gemahnt. Bitte thun
Sie dasselbe, damit April nicht ohne Förderung der Arbeit
verstreicht. Habe hier (in Radolfzell) mit Garten und Neben-
besorgung verschiedene Arbeit in freier Luft!“ Mit dem Druck
war Scheffel offenbar zufrieden: „Wir werden Freude an un-
serem Waltharius haben. Die Correctur soll stets von mir
an Sie zurückgehen, damit Sie Kenntnis nehmen von meinen
Notirungen . . . Schreiben wir rüstig vorwärts!“ So ein
Schreiben vom 15. April aus Seehalde, wo Scheffel noch am
22. August weilte: „Endlich kommt die Correctur. Ich war
erst von Besuchen überhäuft, dann durch Beschädigung am
rechten Knie bettlägerig. Lassen Sie noch einen 2. Correctur-
bogen kommen, denn es ist mit der Umkehrung in deutsche Buch-
staben viel zu corrigieren. Wollen Sie im October die Woh-

nung bei mir beziehen, so steht sie frei." Ein ganzes Jahr durch schwieg die Korrespondenz; das Buch war mittlerweile erschienen, und Scheffel sorgte gleich für den Druck eines „illustrierten Walthariliedes“, der nach einem Brief vom 29. Juli 1875 (Seehalde) „soeben fertig geworden; ich sende Ihnen das Buch als Gegengruß und Bitte, da mir alle Zeitungen und Zeitschriften hier fehlen, wenn Ihnen in der Presse Urteile bekannt werden, um Mitteilung an hiesige Adresse. Ist von unjerem Waltharius nichts mehr verlautet?“ Der Gegengruß bezog sich auf ein literarisches Geschenk des Freundes: Holder hatte Scheffel seine Ausgabe der Edda übersandt: „Herzlichen Dank für das neue Zeugnis Ihres unermüdllichen Fleißes . . . Mir wird erst jetzt das Verständnis dieser Poesie erschlossen; bei Einrock war der Eindruck ein manivrierter, unklarer. Die beste Uebersetzung ist die beste Erklärung. Neulich war ich auf der Mainau; der Großherzog sprach mit größter Anerkennung von dieser Ihrer Arbeit, die er gelesen und von der er weiß, daß ein Teil der Uebersetzung Ihr eigenes Werk ist. Ich lebe mit Victor ruhig am See, der freilich erst seit wenig Tagen die nötige Wärme zum Baden hat.“ Noch einmal, am 7. Juli 1876 kommt Scheffel auf die gemeinsame Arbeit zu sprechen: „Ich habe wieder etliche Waltharii schön binden lassen, zur Versendung, und damit die erste Auflage bald sich vergreife; erlaube mir, Ihnen 2 Exemplare zur Mittheilung an Freunde zu senden. In Rorschach wird bei der Geschichtsvereinsversammlung im September Nottkers media vita in morte sumus nach einem mit Notenlat des 13. oder 14. Jahrhunderts versehenen Pergamentblatt, das in Müritingen bei Einbänden des Cameralamts zum Vorschein kam, aufgeführt. Seminarmusiklehrer Szadrowsky leitet die Aufführung. Sollten Sie nach dem Sturz eine Ferienreise unternehmen und an den Bodensee kommen, so wird Ihr Besuch mich sehr erfreuen. Nur ist dies Jahr unser Seebad zerstört, da der äußerst hoch gehende See viel Ufer gefressen hat . . . Wegewärtig arbeiten wir an Vollendung des illustrierten Gaudeamus 2. Auflage mit etwa 36 neu gefertigten Holzschnit-

ten, ein elegantes lustiges Buch. Es wäre mir lieb, von Ihnen zu hören, wann die Carlsruher Schulen wieder eröffnet werden und welchen Ursachen die epidemische Augenkrankheit zugeschrieben wird*). Scheffel hat gerne Dedikationen seiner Bücher verschiekt.

Bei einem der fliegenden Antiquare des Pariser Seinequais fand sich ein Waltharius mit der Widmung: Dem gelehrten Uebersetzer des Ekkehard, Herrn Adrien Wendel, Demanges-aux-Caux, von J. Victor v. Scheffel.“ Es ist Zufall, daß der Käufer dieses Exemplars Jakob Hegner aus Sellaerau war, der jetzt für den Seldwylverlag die neue Ausgabe des Walthariliedes in hervorragender Type und eigenartigem Satz druckte. Die Texte wurden von mir nach Scheffel-Holder'schem Vorgang in paralleler Entsprechung besorgt. Dabei konnte als wertvoller Gewinn die Urform der Nachdichtung Scheffels nach dem Carlsruher Manuskript des Ekkehardromans zum erstenmal veröffentlicht werden: sie stellt nicht nur etliche sinnstörende Verse der Ausgabe richtig, sondern zeigt an manchen Stellen, daß der ursprüngliche Gedanke an dichterischer Stärke und Unmittelbarkeit die spätere überarbeitete Fassung weit übertrifft. Mit dieser Ausgabe kehrt das Lied von Walthari und Hiltgunde als dritter der „Seldwyladruke“ wieder in Schweizer Lande zurück, aus denen es vor einem Jahrtausend als Handschrift des klösterlichen Dichters seinen ersten Flug in die Welt antrat.

*) Die „Carlsruher Zeitung“ vom 18. Juni teilt mit:

„In Folge einer unter den Schülern hiesiger Volksschulen ausgebrochenen ansteckenden Augenkrankheit sind sämtliche Lehranstalten unserer Residenzstadt von heute ab bis zum 30. Juli geschlossen . . . um der Weiterverbreitung und Verschlimmerung des, nach ärztlichem Gutachten bis jetzt noch keinen gefährlichen Charakter zeigenden, Uebels mit nachhaltigem Erfolg entgegentreten zu können. (Antrag des Orts-Gesundheitsrats.)“

M. v. Laue / Die Relativitätstheorie in der Physik.

(Schluß.)

Man denke sich einen Kasten, etwa von rechteckiger Gestalt; in ihm einen Physiker, dem für die physikalischen Messungen im Kasten die Apparate zur Verfügung stehen, während er von den Zuständen und Vorgängen außerhalb auf keine Art Kunde erlangen kann. Er mag nun finden, daß sich alle Körper in seinem Kasten einer von dessen Wänden, die wir passend als den Fußboden bezeichnen, zu nähern streben, und zwar alle gleich rasch, sofern man sie nicht hemmt. Für diese Beobachtung kann er zwei verschiedene Deutungen geben. Entweder nimmt er ein Schwerfeld an, in welchem sein Kasten an einem außen angebrachten und deshalb ihm nicht bemerkbaren Seil im Ruhezustand gehalten wird. Oder er sieht von einem Schwerfeld ab und nimmt an, daß sein Kasten durch eine außen befindliche und ihm daher unerkennbare Ursache — etwa wieder durch ein Seil — gegen ein im Sinne der beschränkten Relativitätstheorie berechtigtes Koordinatensystem beschleunigt wird. Bei der ersten Erklärung ist die beobachtete Bewegung nicht befestigter Körper gegen den Fußboden einfach der freie Fall, bei der zweiten die Wirkung ihrer Trägheit, derzufolge sie die Beschleunigung des Kastens nicht mitmachen, sondern gegen diesen zurückbleiben. Eine Entscheidung zwischen beiden Deutungen läßt sich aus der genannten Beobachtung wegen des gleich raschen Fallens aller Körper nicht herleiten. Einstein stellt die Hypothese auf, daß sich die Entscheidung überhaupt durch keine physikalische Beobachtung in dem Kasten ermöglichen läßt, daß also beide Deutungen gleichwertig sind, jede richtig für das Koordinatensystem, das man bei ihr zugrunde legt. Und dies Koordinatensystem liegt bei der Deutung mit dem Schwerfeld relativ zum Kasten fest, bei der Deutung mit der Beschleunigung aber bewegt es sich, wie erwähnt, dagegen. Damit ist ein Relativitätsprinzip ausgesprochen, das auch die beschleunigte Bewegung umfaßt. Man kann danach durch Uebergang zu einem anderen Koordinatensystem die Beschleunigung zu Null machen; nur muß man dafür ein Schwerfeld von passender Größe und Richtung einführen. Träge und schwere Masse erscheinen im Lichte dieses Gedankens nicht als zufällig gleich groß, sondern als wesensgleich, ihr Unterschied ist nur der willkürliche Unterschied, den der Physiker durch seine Koordinatenwahl hineinbringt. Jetzt versteht man ihre Gleichheit; und damit ist das Rätsel der Schwerkraft durch ein verallgemeinertes Relativitätsprinzip gelöst.

Von diesem bis zur heutigen allgemeinen Relativitätstheorie war nun freilich noch ein weiter und wahrlich nicht leicht zu findender Weg; Einstein hat ihn in den Jahren von 1908 bis 1915 zurückgelegt. Es waren mathematische Hilfsmittel erforderlich, deren sich noch kein Physiker je bedient hatte, und die auch in der mathematischen Literatur ein ziemlich verborgenes Dasein führten. Die euklidische Geometrie, die doch

sonst der ganzen Physik zugrunde gelegt wurde, mußte man aufgeben, und das bedingte ungeheure, wohl auch jetzt noch nicht vollständig überwundene Schwierigkeiten. Und das Wichtigste, die Differentialgleichungen, welche das Schwerfeld im selben Sinne beherrschen wie die Maxwell'schen Gleichungen das elektromagnetische Feld, mußte Einstein auch dann noch mühsam suchen. Dann erst ließen sich die Früchte dieser Theorie pflücken, und selbst dazu gehört fast immer noch ein mathematisches Können, wie es nur unsere besten Mathematiker ihr Eigen nennen.

Wir erwähnen nur das Wichtigste aus der reichen Auswahl der Folgerungen. Einmal erscheint die Newton'sche Theorie der Schwere als eine in der allgemeinen Relativitätstheorie enthaltene Näherung. So gut wie jene, erklärt also diese die Planetenbewegung. Aber die Schwerkraftwirkungen pflanzen sich nicht mehr augenblicklich von Körper zu Körper fort, sondern mit der zwar sehr großen, aber doch endlichen Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer pro Sekunde, die wir vom Licht her kennen. Damit ist dem erwähnten theoretischen Mangel der älteren Theorie abgeholfen. Sodann bestand zwischen der alten Theorie der Planetenbewegung und der Beobachtung noch eine Unstimmigkeit, dem Laien vielleicht lächerlich geringfügig erscheinend, für die Astronomen aber, die die Genauigkeit ihrer Messungen kennen, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dauernd Gegenstand ernster Erwägungen. Der innerste der Planeten, der Merkur, beschreibe, wie auch die anderen Planeten, nicht genau die Ellipse, welche das erste Kepler'sche Gesetz vorsieht, sondern eine Bahn, die man annähernd durch eine in ihrer Ebene rollende Ellipse darstellen kann. Die Folge dieser Drehbewegung ist, daß der sonnennächste Punkt der Bahn, der Perihel, sich langsam auf einem Kreise bewegt. Diese Abweichung läßt sich zum Teil aus den Störungen durch die anderen Planeten erklären; aber es bleibt beim Merkur ein nach der Newton'schen Theorie nicht zu erklärender Rest. Früher, d. h. vor der Aufstellung der allgemeinen Relativitätstheorie, gab man für diesen Rest in der Bewegung des Merkurperihel 43 Bogensekunden im Jahrhundert an. Und genau diesen Wert fand Einstein, als er seine neue Theorie auf die Planetenbewegung anwandte. Diese erste Bestätigung der Theorie an der Erfahrung erschien viele Jahre als ein hoffnungsvoller Anfang. Jetzt leiten manche Astronomen aus den Beobachtungen einen kleineren Wert, 33 Sekunden oder noch weniger, ab, so daß man vielleicht wieder etwas zweifelhaft werden könnte. Immerhin dürfte das letzte Wort darüber noch nicht gesprochen sein; denn die Diskussion der vielen einschlägigen astronomischen Messungen ist selbst für die zuständigen Fachleute immer noch eine heikle Sache.

Auch in anderen der Beobachtung zugänglichen Punkten führt die allgemeine Relativitätstheorie über die alte Theorie hinaus. Seit Kirchhoff und Bunsen ist bekannt, daß sich im Licht der Gestirne großenteils dieselben Spektrallinien finden, die wir an irdischen Lichtquellen beobachten. Die Spektralanalyse der Gestirne beruht darauf. Nach Einstein sollen aber diese Linien, wenn sie von einem Stern entsandt werden, sich nicht genau mit den entsprechenden irdischen Linien decken, sondern ein wenig nach dem roten Ende des Spektrums hin verschoben sein. Diese Verlagerung ist um so größer, je größer die Masse und je kleiner der Durchmesser des Sterns, und sie liegt bei der Sonne, die wegen ihrer Lichtfülle am besten zu untersuchen ist, in einer der heutigen Spektroskopie noch gerade zugänglichen Größenordnung. Die Prüfung dieser Folgerung hat schon viele Spektroskopiker beschäftigt, anfangs ohne Erfolg; denn die Präzisionspektroskopie ist eine heikle Kunst. Heutzutage liegen Bestätigungen der Rotverschiebung vor, die kaum noch anzweifelbar erscheinen. Vor allem haben Grebe und Bachem in Bonn, dann Perot, Fabry und Buison, angegebene französische Spektroskopiker, zu ihnen beigetragen.

Der kennzeichnendste Unterschied der Einsteinschen gegen alle früheren Schweretheorien aber liegt in der Forderung, daß die elektrischen Wellen, also auch das Licht, im Schwerfeld eine Ablenkung von der geraden Linie erfahren. Auch diese ist in allen vorkommenden Fällen minimal, sie beträgt für einen Strahl, der dicht an der Sonne vorüber führt, 1,8 Bogensekunden und nimmt mit wachsendem Abstand von der Sonne rasch ab. Um diesen Winkel muß also ein Stern, der uns dicht neben der Sonne erscheint, von seinem wahren Ort entfernt gesehen werden. Nun sehen wir in der Nähe der Sonne die Sterne nur bei vollständigen Finsternissen. Man ist also bei der Prüfung dieses Schlusses auf diese seltenen und immer nur wenige Minuten dauernden Ereignisse angewiesen.

Man kann sie überhaupt nur an photographischen Aufnahmen durchführen, die man während der Finsternis macht. Und dafür geeignete Finsternisaufnahmen sind bisher nur einmal geblückt, nämlich im Mai 1919 den englischen Astronomen Dison, Eddington und Davidson. Sieben Sterne waren auf ihren Aufnahmen zu sehen, und bei diesen zeigte sich, wie es die Theorie verlangt, Ablenkungen von der Sonne fort, auch von der vorausgesetzten Größenordnung. Unbeschreiblich war der Eindruck, den die Nachricht von dieser Entdeckung auf alle Naturwissenschaftler, ja wohl auf alle Gebildeten machte. Und die Relativitätstheorie steht erst seitdem in dem allgemeinen Interesse, welche sie zurzeit findet — nicht immer zu ihrem und ihres Urhebers Vorteil. Bei kühler Beurteilung muß man sagen, daß die Ausmessung dieser Aufnahmen wohl die Tatsache der Ablenkung sicher stellt, daß sie sich auch mit der Einsteinschen Theorie verträgt, diese aber nicht in jeder Hinsicht sichert. Deswegen stehen auch gerade jetzt neue Expeditionen bereit, um die Sonnenfinsternis, die in wenigen Tagen in tropischen Gegenden sichtbar sein wird, zu neuen Aufnahmen zu benutzen. Hoffen wir, daß nicht das Weiter diesen Plan vereitelt. In etwa einem Jahr dürfte dann voraussichtlich die Ausmessung dieser Aufnahmen das Material für eine neue Prüfung der Relativitätstheorie liefern.

Ueberschauen wir rückblickend die Stellung, welche die Relativitätstheorie heute in der Physik einnimmt, so möchten wir die beschränkte Relativitätstheorie schon zum dauernden Besitz dieser Wissenschaft rechnen. Bei der darüber hinausgehenden allgemeinen Relativitätstheorie sind gewiß noch manche Zweifel theoretischer und empirischer Natur möglich. Doch bewährt diese Theorie eine Triebkraft für die Forschung, wie wir sie sonst wohl nur an der Quantentheorie beobachten. Und diese Forschung wird, welches auch schließlich ihr Ergebnis sein mag, jedenfalls unsere Wissenschaft bereichern.

Konrad Arnold Bergmann / Simemas. Novelle.

Auch in den badischen Philologenkreisen hatte der Ruf nach Neuordnung und Neugestaltung des Schulwesens, der überall in der jungen deutschen Republik laut wurde, die Gemüter alarmiert, die Geister zu einer mehr oder weniger bestimmten Stellungnahme genötigt und deutlich geschieden. Der alte Streit der Fakultäten lebte wieder auf, als die Frage an die Schulmänner herantrat, sich für oder gegen die sogenannte Gabelung der Prima in eine sprachlich-geschichtliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung zu erklären. Wie gewöhnlich im Leben, war auch diese Welle wesentlich sanfter abgelaufen, als sie anfänglich herangerollt kam. Doch in der einen und anderen Magisterseele löste der neuerlich gewedete, ehrgeizige Stolz auf das Fach allerlei gedankliche Nachwirkungen aus, die nicht zuletzt gerade die eifrigsten Geister mehr und mehr in den Glauben an den Vorrang ihres Faches hineintrrieben. Daß man sich dadurch entweder immer schärfer in Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist setzte oder diesem sich immer dienstbarer machte, das gestand man sich aus Liebe zum Fach, vielleicht auch aus einer Art fanatischen Trostes halb bewußt, halb unbewußt nicht ein. Einer von denen, die vollkommen ehrlich überzeugt waren, daß ihr Standpunkt allein der einzig richtige wäre, war der dreißigjährige Jahre alte, aus dem badischen Oberland stammende Mathematikprofessor Peter Schränble. Seine Eltern waren Schneiderleute; auch die beiden Großväter hatten dasselbe ehrsame Handwerk betrieben. Man merkte ihm diese Herkunft in seinem äußeren Aufzug vorteilhaft an, und wer sich mit ihm auseinandersetzen wollte, mußte sich gegen seine nadelspitze Logik vorsehen.

Augenblicklich diskutierte er wieder einmal, mit dem rechten Zeigefinger Punkt auf Punkt in die Luft stoßend, mit der jungen Lehramtspraktikantin Leonore Freundsich, die als geborene Unterländerin und vermöge ihrer weiblichen Zunge an gewandten Fragen und treffenden Einwürfen ihm, der noch vor einem Halbduzend Jahren ihr Lehrer gewesen war, nichts schuldig blieb. So sehr sich die Beiden offenbar im Gespräch gegenseitig ereiferten, so fiel doch auf, wie die Kollegin mit den wohlgebildeten Zügen jedesmal, wenn sie ihre Rede beendet hatte, herzlich aufachte. Dann umspielte auch seinen Mund jeweils ein Rächeln, das sich immer wieder schamhaft in seine Mundwinkel zu verstecken schien, während die Heiterkeit des Fräuleins unentwegt schelmisch aus den Augenwinkeln hervorlachte. Das mochte ihn erst recht reizen, seinen mathematisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt zu vertreten. Gerade dieser Leonore Freundsich gegenüber, die ihm seinerzeit dadurch eine so schwere Enttäuschung bereitet hatte, daß sie das sprachliche Studium ergriff. Diese Wahl der besten Schülerin jenes Jahrgangs hatte er wie eine Niederlage seines Faches, wie eine persönliche Niederlage empfunden und bis zur Stunde nicht verwinden können. Es sprach für seinen Charakter und für die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung, wenn er gegenüber der nunmehrigen Kollegin von der anderen Fakultät immer wieder den Versuch unternahm, sie wenn auch

nimmer für seinen Standpunkt, so doch ihr Verständnis hierfür zu gewinnen. Wir müssen aber vermuten, daß noch ein anderer Beweggrund als dieser zähe Eifer für seine Sache ihn immer wieder zu Leonore Freundsich hintrieb, wenn wir gewahren, wie ausichtslos er stets von neuem seine Gründe und Beweise der fest auf dem Sinn beharrenden Kollegin vorbrag. Heute war sie allerdings diejenige gewesen, welche an ihn herantreten war und die bekannte Diskussion erneuert hatte.

Sie hatte ihm einen kleinen Artikel vorgelesen, der im „Karlsruher Tagblatt“ erschienen war. Unter der Ueberschrift „Der Geschichtsunterricht an höheren Schulen“ hieß es da: „Mit Ausbruch des Weltkriegs setzte bekanntlich eine höhere Bewertung des geschichtlichen Unterrichts ein. Man erkannte, daß die zwei Wochenstunden, die bisher die Anforderungen dieses Faches in den Oberklassen der Realgymnasien hatten befreiten müssen, unzureichend waren, und fügte darum trotz dem Lehrplan eine dritte Stunde hinzu. Mit Beginn dieses Schuljahres ist nun diese dritte Stunde an der hiesigen Humboldtschule dem Geschichtsfach wieder entzogen worden. Was sagt die öffentliche Meinung zu dieser Maßnahme, die im Grunde genommen nichts anderes bedeutet als die Rehabilitierung eines offenkundigen Mangels? Soll jetzt nach unserem Zusammenbruch die frühere Unzulänglichkeit eben gerade wieder ausreichend genug sein?“ — Peter Schränble, der immer sachlich war, hatte dagegen eingewendet, daß jene dritte Geschichtsstunde überhaupt als Geographiestunde gedacht war und daß für ihn der bestehende Lehrplan maßgebend wäre.

„Dann muß eben einfach der Lehrplan endgültig geändert werden, Herr Professor. Das lebendige Bedürfnis ist maßgebend. Immer und überall klagt man doch, wie unpolitisch unser Volk ist. Das kommt doch nur daher, daß wir geschichtlich nicht genug oder nicht richtig geschult sind.“

„Gut, dann gebe man künftig mehr Staatsbürgerkunde und beschränke sich auf die Uebermittlung der hauptsächlichsten geschichtlichen Tatsachen! Läßt man die unwissenschaftlichen Anekdoten und Geschichtchen weg, reichen die im Lehrplan vorgesehenen Stunden sicher aus.“

„Sie begehen den Fehler, Herr Professor, daß Sie Geschichte für so etwas wie einen Katalog von Ereignissen und Namen halten, so etwas wie eine Zusammenstellung von Mineralien, eine Aufzählung von Reptilien und dergleichen. Der geschichtliche Unterricht besteht in der Auffindung der inneren Zusammenhänge, in der Klarlegung von über Jahrhunderte, ja Jahrtausende sich erstreckende Beziehungen, in dem Beweis, daß die Vergangenheit nichts Totes ist, sondern in der Gegenwart lebt; daß allem Geschehen eine Gesetzmäßigkeit innewohnt, daß wir Menschen nur aus Unkenntnis der näheren und nächsten Umstände von Zufall und Zufälligkeiten reden. Die Aufgabe der Geschichte ist, uns, unser Volk mit seinen Fehlern und Vorzügen, seinen Schicksalen, den Mensch überhaupt und die Menschheit kennen zu lernen. Mit der Erzählung

von Vorgängen, mit Schilderungen und Berichten ist erst das gegeben, was Sie in der geometrischen Aufgabe Voraussetzung nennen. Wir haben auch zu behaupten und zu beweisen, so gut wie Sie. Die Geschichte hat auch ihre Atomlehre. Sie ist so exakt wie Chemie und Physik. Es ist nur der Unterschied, daß sie wie ein Ozean ist, gegenüber Ihren Seen, in denen übrigens auch zahllose irrationale Fische herumschwimmen. Auch wir Historiker benötigen unter Umständen das Mikroskop. Auch für uns kann ein Menschenknochen, ein Stückchen Stein, ein winziger Scherben von grundsätzlicher Bedeutung sein."

"Mag alles recht und wahr sein, für mich bleibt der Lehrplan maßgebend. Und sollte er geändert werden, dann werden wir Mathematiker und Naturwissenschaftler uns zu regen wissen, daß unsere Fächer gegen früher auf alle Fälle nicht beschnitten werden. Wenn Sie doch von Grundsätzlichkeit reden, Fräulein Freundsuh, gut, ist nicht das, was wir lehren, alles nur grundsätzlicher? Und das Exakte geht doch den niemals beweisbaren historischen Kombinationen, Vermutungen, Annahmen vor! Es ist eben der alte Irrtum, als seien geschichtliche Theorien praktisch für uns Lebende verwendbar. Was für uns von Interesse ist, ich meine, von positiv aufklärendem, erzieherischem, im Leben verwendbaren Wert, kann man auf einige Druckseiten zusammenbringen. Alles Uebrige, wie Altertumskunde und dergleichen ist tote, unfruchtbare Wissenschaft. Sagen Sie mir, bitte, einmal aufrichtig, was haben wir für einen Nutzen davon, wenn irgendein ausgegrabener Scherben, irgendein verrostet Metallstück geschichtlich bestimmt wird? Ebenso könnten wir jeden Stein auf der Straße auflesen und unter Glas und Fach bringen."

"Sehen Sie, Herr Professor, ich kann im Grunde genommen zwischen Ihrer naturwissenschaftlichen und unserer geschichtswissenschaftlichen Arbeit nichts prinzipiell Gegenständliches finden. Da wie dort handelt es sich gleicherweise um Sammlung und Sichtung von Erfahrungen, aus denen je nachdem allgemeine und besondere Gesetze herauszuziehen sind. Der räumliche und zeitliche Umfang Ihres Interessengebietes ist groß wie die Erde und das ganze Weltall; unser Interessengebiet umfaßt nur das Leben der Menschheit, das aber allerdings ein seelisches Weltall enthält. Auch besteht ein Unterschied zwischen Ihnen und uns im Verhältnis zum Stoff; der Ihre ist mehr unpersönlich im Vergleich zum unseren."

"Wir sind immer sachlich."

"Wir müssen es nicht weniger sein. Was ich indes sagen wollte, ist dies: Ein Stein kann für Sie beachtenswert sein, für uns gar nicht; ein anderer wieder ist für uns bedeutend, für Sie nicht. Das ist aber nur so, weil das Interesse beiderseits abgegrenzt ist. Wären wir nicht ein- oder vielseitig, sondern allseitig in unserem Interesse, dann würde jener eine, wie jener andere Stein für jeden von uns beiden von irgend einer Bedeutung sein. Wir müssen eben wieder versuchen, eine universale Bildungsanlage, wie sie die Goethe und Humboldt noch hatten, zu gewinnen."

"Dann, mein Fräulein, würden wir die ungeheuren Fortschritte, die nur durch eine fortschreitende Abgrenzung der wissenschaftlichen Interessengebiete möglich wurden, zum Stillstand bringen, weil der Geist, der überall etwas daheim, nirgends recht daheim wäre. Lieber einseitig ganz gebildet, als allseitig halb und noch weniger gebildet."

"Sie nehmen also an, daß der moderne und zukünftige Mensch wegen der angewachsenen und weiter fortwachsenden Fülle des Wissens nicht mehr zu einer universalen Bildung im alten Stil gelangen kann. Ich denke optimistisch darüber wie Sie, und glaube, daß wir so weit, wie wir heutige Menschen es sind, nicht von einer universalen Bildung entfernt wären, wenn wir uns nicht so stark vom sachlichen Ehrgeiz oder von einer Gleichgültigkeit beherrschen ließen. Wir müssen untereinander nur engere Beziehungen unterhalten, damit eine höhere Interessengemeinschaft sich ergibt. Wir müssen im wissenschaftlichen Leben auch, wenn ich mich so ausdrücken darf, christlicher werden und das Wort befolgen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Wir dürfen nicht unsern Mangel an Universalität vergrößern, indem wir voll egoistischen Dünkels unser Spezialgebiet schärfer abgrenzen oder gleich dem deutschen Territorialfürsten dieses Gebiet „absolut“ zur Vorherrschaft über die anderen Gebiete bringen wollen; wir müssen gegenseitig austauschen, geben und nehmen. Wir müssen uns ergänzen, so wie sich die Geschlechter zu einer Einheit in der Ehe ergänzen."

Peter Schräuble bekam einen roten Kopf, Leonore Freundsuh daraufhin auch. Es entstand eine Pause im Gespräch. Im Innern von beiden spielte sich ein Kampf zwischen zwei sich widersprechenden Gefühlen ab. Sie machte sich an ihrer Friiur zu schaffen, er rückte und zog an seinem Selbstbinder. Die Art, wie die junge Kollegin gesprochen, hatte ihn entzückt und gepackt, und doch wieder hatten ihre Worte wie noch nie jene

geheime Wunde in ihm vertieft und seinen mathematisch-naturwissenschaftlichen Ehrgeiz gereizt. Sie fühlte sich, weil sie so gesprochen, und schämte sich auch wieder, daß sie es getan, Ihr war zu Mute wie nach einem ersten seinen Liebesgeständnis, wie wenn sie um ein kleines Teilchen zuviel aus sich herausgegangen wäre. Er empfand ein leichtes Unbehagen über dem Zweifel, ob er den ersten zarten Liebesfaden aufnehmen und seinerseits weiterspinnen oder ob er es weiter versuchen sollte, Leonore Freundsuh doch noch von der Richtigkeit seines Standpunkts zu überzeugen. Er hatte doch Recht! Was sie geredet hatte, war alles wohl sehr schön; aber im Grunde die alte, bekämpfenswerte idealistische Schwärmererei der Philologie. Suada! Die Sachlichkeit muß siegen!

"Mit Ihrer Forderung nach universaler Bildung, Fräulein Freundsuh, mögen und sollen Sie recht haben; allein es fragt sich nur, ob auch alles, was die nicht exakten Wissenschaften mit sich schleppen, einen lebendigen Bildungswert oder, wie Sie wollen, einen bildenden Lebenswert enthält. Ich bezweifle und bestreite das noch wie vor"

Er hielt etwas inne, weil er nach einem Bild suchte, mit dem die ungläubige Kollegin zu gewinnen wäre. Er fand eines, suchte in sich ein wenig darüber, brachte es aber doch im Drang seines Eifers heraus.

"Ich möchte die universale Bildung mit einem Anzug vergleichen, der, damit die Teile zusammenpassen und zusammengehört werden können, erst aus dem Tuch herausgeschnitten werden muß. Dabei gibt es natürlicherweise Stücke, die abfallen. So müßten auch besonders Ihre Fächer beschnitten werden."

Leonore lachte schalkhaft.

"Die geben wohl nur das Futter ab?" —

"Wie Sie meinen, Fräulein Freundsuh!"

"Ich meine, es gilt ganz sachlich zu sein, Herr Professor. Geben Sie, bitte, ganz bestimmte Beispiele von Teilen unserer Geisteswissenschaften, die entbehrlich sein sollen."

Er zog nun zuerst gegen die alten Sprachen los und wollte ihr Studium in der höheren Schule nur so weit gelten lassen, als ihre Kenntnis zum Verständnis der wissenschaftlichen Fachausdrücke vonnöten wäre.

"Wieviel kostbare Zeit und Gedächtniskraft wird nicht des Lateins wegen vergeudet! Die Mathematik bewältigt die logische Schulung viel sicherer und grundsätzlicher als die lateinische Grammatik. Wenn ja, so gilt es heute mit den Kräften des Geistes zu sparen!"

Dann meinte er, das Mundwerk könne reichlich genug auch im deutschen und neu-sprachlichen Unterricht geübt werden. Man müsse aus diesem und dem geschichtlichen nur alles überflüssige Kunstgeschwätze draußen lassen.

"Kunst, sagen Sie ja selber, kann nicht gelehrt werden. Alles Gerede darüber wirkt wie Gift auf die logische Natur des Geistes. Kunstgenuss ist Sache des persönlichen Geschmacks, ist privater Luxus. Wenn ich für meine Person einen toten oder — lebenden Gegenstand gern anschau und ein Vergnügen dabei empfinde, so hat dieser Vorgang mit dem Begriff der geistigen Bildung nichts zu tun."

"Herr Professor — — — es gibt auch eine Bildung des Gefühls, eine Bildung des Herzens."

Und ganz schnell, wie um über eine Verlegenheit hinwegzukommen, fügte sie hinzu:

"Das Gefühl hat seinen eigenen Ausdruck, das Herz hat seine eigene Sprache, für die auch der Sinn gewekt werden muß und kann. Wir scheinen, daß wir heute so zerfahren und zerissen sind, weil wir die Sprache des Gefühls und des Herzens nicht mehr richtig sprechen können. Die Menschen kommen dadurch immer weiter auseinander, wie unserer Zeit die früheren Zeiten immer fremder werden, weil sie mehr und mehr auf das innige, liebevolle Verständnis der Sprache ihrer Vorfahren verzichten."

Sie brach jäh ab, aus Furcht, sich selbst unwillkürlich in eine immer größere Verlegenheit hineinzureden. Ihm tat es wohl, was er aus ihrem schönen Mund gehört hatte; diese Worte hatten ihn wie befreiende Geister in seinem geheimsten Innern heimgeführt. Aber die weibliche Unlogik sollte siegen? — Nie und nimmer! Er zog wieder an seiner Wunde; sie steckte eine Haarnadel tiefer.

"Sie mögen mit dem, was Sie über Herzensbildung sagten, recht haben, Fräulein Freundsuh; allein das ändert nichts an der Tatsache, daß Kunst etwas Grundloses ist. Was tut das in der Schule? Gerade Sie, die Sie besonders gern von der Charakterbildung als dem ersten unserer Schulziele sprechen, müßten für Auskultung alles Kunstmäßigen, soweit es rein ästhetisch ist, aus dem Unterricht sein."

(Fortsetzung folgt.)